

AR-Joem -630-120

מצאי: 4480

כרטיס מצאי: 49656

מחשב: 55538

12

גליון של כתב העת

(MB) Mitteilungsblatt

ביטאון של "ארגון יוצאי מרכז

אירופה".

מס' 36 תאריך 7.10.1983

**DEUTER FLUGSTÜTZPUNKT
IM NEGEV**

Nach zweieinhalbjährigen Bauarbeiten wurde diese Woche der 3. israelische Flugstützpunkt in Nevatim, 30km nordöstlich von Beersheba, in Anwesenheit von Verteidigungsminister Moshe Arens und dem Chef der Luftwaffe, Aluf Amos Lapidot, feierlich eingeweiht. Um die Errichtung der Basis zu ermöglichen, mussten an 6000 ortsaussässige Beduinen in zwei neue, eigens für sie gebaute Städte umgesiedelt werden. Die Kosten für deren Konstruktion und die Entschädigungen an die Beduinen beliefen sich auf 2 Milliarden Schekel.



דמי החזרה מובטחים ת"א. ת.ד. 1480	P. P. שולם תל-אביב-יפו Tel-Aviv-Yafa 2104
--	--

**ידועות של ארגון עולי מרכז אירופה
Wochenzeitung des Irgun Olej Merkaz Europa**

Tel-Aviv • 7. Oktober 1983 • Jahrgang 51 • Nr. 36 • ל' תשרי תשמ"ד

KEINE NATIONALE EINHEITSFRONT

Die Verhandlungen zwischen der Führung des Likud und der Arbeiterpartei über die Bildung eines gemeinsamen Kabinetts, also einer nationalen Einheitsfront, haben sich zerschlagen. Wir treten in eine Periode ein, in der Schamir, der von Staatspräsident Herzog mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut worden ist, mit den kleinen Parteien verhandelt, die die Situation nach ihrer üblichen Tradition zur Erpressung zusätzlicher Vorteile benutzen werden, damit die Regierung sich eine — wenn auch knappe — Majorität im Parlament sichern kann. Bevor wir uns jedoch mit den dadurch entstehenden Problemen befassen, scheint es geboten, uns einmal zu fragen, wie es eigentlich zum Rücktritt von Menachem Begin gekommen ist und in welchem Zustand er den Staat, das Kabinett und unsere interne und internationale Lage hinterlässt. Das ist um so notwendiger, als beide Seiten, sowohl Likud wie Maarach, gleich nach Zusammenbruch der Verhandlungen eifrig damit beschäftigt waren, ihre Unschuld an dem Nichtzustandekommen einer nationalen Einheitsfront zu beteuern. War diese überhaupt möglich, ja auch nur erwünscht?

Was hat Menachem Begin in den letzten anderthalb Jahren für Israel zustande gebracht? Da ist vor allem anderen die Ausweitung des Krieges „Frieden für Galiläa“ in den Libanonkrieg. Man rechnete — im naiven israelischen Publikum — mit einem Feldzug von zwei Tagen. Heute bereiten sich unsere Truppen im Libanon für den zweiten Winter im kalten Norden vor. Die Regierung Begin war, wie sich in den Untersuchungen der Kahn-Kommission eindeutig herausstellte, mittelbar verantwortlich für die Metzereien von Sabra und Schatilah, und nur die Massenauflehnung der Opposition

zwang die Regierung zur Einsetzung der Kommission, die unseren angeschlagenen Ruf in der Welt wieder einigermaßen herstellte.

Auf wirtschaftlichem Gebiet führte die „richtige Politik“ von Finanzminister Aridor zu einer Katastrophe. Der Import stieg, der Export sank, das Defizit unserer Ausserbilanz vergrößerte sich in erschreckendem Masse. Man sprach in den Finanzzentralen der Welt von der Möglichkeit, dass Israel nicht mehr imstande sein würde, seine Schulden wie bisher pünktlich abzuzahlen, und dass es bereits Schwierigkeiten in der Beschaffung kurzfristiger Anleihen gebe. Dass Finanzminister Aridor, dessen Äusserungen schon lange angezweifelt wurden — auch in der Öffentlichkeit —, alle diese Berichte für aus der Luft gegriffen erklärte, brachte noch keinen Kredit, und die Notenpresse drehte sich immer schneller. Zu alledem kam die Abzweigung riesiger Summen für Ansiedlungsprojekte im besetzten Gebiet, so dass dringende Investitionen im „alten Israel“ darunter leiden mussten. Dass die orthodoxen Gruppen diese Situation ausnützten, um ihre eigenen Viertel zu befestigen und von „unreinen“, das heisst liberalen Elementen zu befreien, verlieh der gesamten Situation eine besonders peinliche Note. Auch tat es dem Ruf der Regierung einigen Schaden, dass ein vom Gericht zu Gefängnis verurteilter Minister nach wie vor in Regierungssitzungen, im Radio und Fernsehen auftrat und sich friedlich darauf vorbereitete, eine Gefängnisstrafe durch Beamtenarbeit in einer Polizeistation mit Übernachtung in seinem eigenen Bett zu Hause zu verbringen.

Man hat in den letzten Wochen bis zum Überdruß von „Demokratie“ gesprochen. In einer echten Demokratie wäre in dieser

Situation Ministerpräsident Menachem Begin im Parlament aufgetreten, hätte in klarer und ehrlicher Weise die Fehler seiner Politik zugegeben und den Weg für Neuwahlen auf würdige Weise freigemacht. Statt dessen blieb er zu Hause, weil „er sich nicht rasieren konnte“, und als er sich endlich entschloss, seinen Demissionsbrief an den Präsidenten zu übersenden, versuchte Schamir, die Opposition mit in das Debakel hineinzuziehen. Und diese — anstatt einfach zu erklären, dass die Regierung die Suppe, die sie sich — und uns — eingebrockt hat, auch selbst auslöfeln soll, — liess sich in eine Diskussion ein mit der Begründung, das gehöre zur „Demokratie“. Wie angenehm wäre es für Schamir gewesen, wenn in einem neuen Kabinett ein Mitglied der bisherigen Opposition den Posten des Verteidigungsministers zur Bereinigung des libanesischen Morastes übernommen, ein anderes bisheriges Oppositionsmitglied den finanziellen Wirrwarr zu klären versucht hätte. Das wurde uns erspart, die Verhandlungen zwischen Likud und Maarach scheiterten.

Was ist der tiefe Scheidungsgrund dieser beiden politischen Gruppen? Es ist höchste Zeit, das einmal genau zu definieren. Der Likud ist überzeugt davon, dass man mit den Arabern nicht in Frieden leben kann. Der frühere Oberkommandierende, der zusammen mit Ariel Scharon in hohem Masse für den Libanonkrieg verantwortlich ist, hat in aller Ruhe davon gesprochen, dass wir uns sei 100 Jahren im Kampfizustand mit den Arabern befinden und uns auf weitere 100 Jahre des Konflikts vorbereiten sollen. Aber das ist eine falsche Darstellung der wahren zionistischen Konzeption: Diese sah die Besiedlung eines vernachlässigten Landes vor, so dass für Einwanderer Platz ge-

schaffen wurde, ohne die Einheimischen zu verdrängen. Und die zionistische Siedlungstätigkeit bewies im Laufe von Jahrzehnten, dass das durchaus möglich war. Die Bevölkerung in den arabischen Gebieten stieg an, ebenso ihr Lebensstandard. Das unter jahrhundertelanger Vernachlässigung vertrocknete Land blühte auf, Israel hätte zum Mittelpunkt einer Erneuerung nicht nur Palästinas, sondern des gesamten Nahen Ostens werden können. Das hat unter anderem die Entwicklung des letzten Jahrzehnts in den besetzten Gebieten bewiesen —, aber für diese Entwicklung brauchte es einer Voraussetzung, und die war der Friedenswille, das neue Staatswesen harmonisch in den Nahen Osten einzugliedern.

Hier, an diesem Punkte, liegt die eigentliche Scheidung zwischen den politischen Parteien Israels — von dem Problem der vorstossenden Orthodoxie abgesehen: man kann die Siedlung friedlich vorwärtstreiben, wie es in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts geschah, oder man kann auf die Besiedlungen arabischer Böden, ohne Rücksicht auf ihre Besitzer, wenn nicht geradezu auf ihre Vertreibung hinsteuern. Zwischen diesen beiden Auffassungen gibt es keinen Kompromiss. Alle Versuche, durch „Formeln“ über den Abgrund hinwegzukommen, sind sinnlos und zwecklos. Das muss einmal in voller Klarheit gesagt werden. Wird das erst einmal verstanden, dann fallen die Konzeptionen von einem Israel als Stosstrupp des Westens gegen den Osten ebenso zusammen wie die Träume der gewaltsamen Besitznahme von Raw Kahane und Raw Levinger. Das Scheitern der Verhandlungen zwischen den Gruppen Schamir und Peres hat eine gewisse Klarheit geschaffen. Die Wähler-schaft wird sie — so hoffen wir — begreifen. Gerda Luft

Industrialisierung als Rettung der Moschawim ?

Moschawim wie Kibbuzim waren in der Frühzeit des Zionismus Ausdruck und Niederschlag der Entschlossenheit zur Rückkehr in die alte Heimat und zur Bearbeitung ihres Bodens. Bis in die 60er Jahre stand die Landwirtschaft in den Kibbuzim hoch in Ehren. In den Moschawim arbeitete ihrer Struktur nach jedermann für den eigenen Betrieb. In jenen 60er Jahren aber kamen mehr und mehr Kibbuzim zu der Erkenntnis, dass selbst eine hochentwickelte, erfolgreiche Landwirtschaft nicht den mittelständischen Lebensstandard zu sichern in der Lage ist, an den man sich in Israel schon damals gewöhnt hatte, heisst es in einer in der „Jerusalem Post“ veröffentlichten Artikelserie über die Krise der Moschawim. Nachstehend aus diesen Berichten einige Passagen:

Ende der 70er Jahre hatte sich die Kibbuzbewegung gewandelt. Über die Hälfte des Gesamteinkommens fast aller 250 Kibbuzim stammte aus Industrie und Tourismus. In den letzten fünf Jahren hat dieser Trend angehalten. Seit nunmehr viele Moschawim in grosse finanzielle Schwierigkeiten und in einen sozialen Gärungsprozess geraten sind, sieht die Führung der Moschawbewegung, wo viele sich früher der Industrialisierung des Moschaw widersetzen; darin eine letzte Chance. Anfang der 70er Jahre lehnte die Landestagung der Moschawbewegung mit überwältigender Mehrheit sogar den Vorschlag ab, auch nur die Möglichkeit der Industrialisierung zu prüfen. Der jetzige Generalsekretär der Bewegung, Amos Hadar aus Nahalal, war genau so dagegen wie Reuven Eiland. Eiland ist jetzt Leiter von TELEM, Firmenname für Moschaw-Industrien, die im Zusammenwirken mit KOOR, der Dachgesellschaft der Histadruth, an einem Plan schnellster Industrialisierung einer grossen Anzahl von Moschawim arbeitet.

Eiland aus dem Moschaw Kfar Hess im Emek Chefer und Generaldirektor des Landwirtschaftsministeriums in der letzten Maarach-Regierung, erklärt nunmehr, er sei nicht grundsätzlich gegen Industrialisierung; man hätte aber noch 20—30 Jahre damit warten sollen. Ohne die stupide Wechselkurspolitik der Likud-Regierung hätten, so meint er, Israels Blumenzüchter heute Blumen im Werte von einhalb Milliarden Schekel exportieren können statt wie jetzt nur für 700 Millionen, und dann würden weitere 15 000 Moschaw-Familien vom Export gut leben können. Dann hätte man die Industrialisierung der Moschawim weiter aufschieben können, mit der zweifellos neue Probleme entstehen werden; jetzt aber könne man nicht länger warten und müsse schnell handeln.

TELEM hat bereits umfassende Vorarbeiten geleistet und eine ganze Reihe von Projekten entworfen, wobei sich die Firma von drei Gesichtspunkten leiten lässt:

dass die Industrie der Grösse eines typischen Moschaw (zwischen 60—80 Familien) angepasst ist, und das heisst, dass sie im Anfang nicht mehr als 25 Arbeitskräfte braucht;

dass die industriellen Vorhaben eine Herausforderung für den Durchschnittsmoschawnik, insbesondere für die jüngere Generation, darstellen;

und dass die Industrie ausreichende Profite erwarten lässt, die im Rahmen eines Moschaw ein angemessenes Gehalt bedeuten sowie Aufteilung eines Teils der Gewinne. — Voraussetzung ist allerdings, dass der Moschaw bereit ist, einen Industrie-Koordinator gegen Bezahlung anzustellen, und dass die Moschawmitglieder dem Grundgedanken zustimmen, sowohl Eigentümer der Industriebetriebe zu werden wie Lohnarbeiter.

Achtunddreissig Moschawim haben bereits Massnahmen in dieser Richtung ergriffen, sechzehn haben sich für ganz spezielle Projekte entschieden oder stehen vor solcher Entscheidung. Ejn Vered z.B., ein alter Moschaw in Emek Chefer, wird nächsten Januar eine Elektronikfabrik eröffnen, ein Moschaw an der libanesischen Grenze eine Fabrik für Plastikgegenstände.

Die Krise der Moschawim kam im Lachisch-Bezirk zum Ausbruch, als gegen einige Siedler des Moschaw Noga Haftbefehle wegen nichteingehaltener finanzieller Ver-

pflichtungen erlassen wurden. Schon ging durch die Öffentlichkeit der Schrei: „Man will den Schwarzen an den Kragen!“

Die überwiegende Mehrheit der etwa vierzig in ernste finanzielle Schwierigkeiten geratenen Moschawim besteht aus Siedlern, welche aus moslemischen Ländern stammen. Die Tatsache jedoch, dass es vielen der Moschawnikim in eben diesen problematischen Moschawim recht gut geht, und dass die Schwierigkeiten derer, die in Not geraten sind, weitgehend die Folge ihrer eigenen unverantwortlichen Wirtschaft bei der Verwendung der in so grosszügiger Weise gewährten Regierungsdarlehen für die Anlage von Treibhäusern war, ist ein Beweis dafür, wie ungerechtfertigt und boshaft die Beschuldigung ethnischer Diskriminierung ist. Man darf andererseits nicht übersehen, dass das landsmannschaftliche Problem bei jeder Diskussion über die Zukunft der Moschawim auftaucht.

„Veteranen“ und „Neue“

Der Moschaw als eine neue kooperative Siedlungsform wurde in den 20er Jahren errichtet durch die gleiche Art osteuropäischer Chaluzim, — Idealisten und Ideologen, — die die Kibbuzim schufen, die sich jedoch der übertriebenen Kollektivisierung bei genossenschaftlichem Zusammenschluss widersetzen. Ihre Überzeugung war, dass eine Mixtur von genossenschaftlicher Zusammenarbeit und individueller Initiative für Zehntausende von Familien attraktiver sein würde, die man zur Arbeit auf dem Boden des Landes

im wachsenden Jischuw heranzuziehen hoffte. Etwa sechzig Moschawim bestanden, als der Staat Israel 1948 gegründet wurde. Das sind heute die Alteingesessenen, in denen fast ausschliesslich Olim aus Osteuropa bzw. deren Söhne leben.

So teilt sich die Moschawbewegung in einen Veteranenzweig und in neue Siedlungen, gerechnet vom entscheidenden Jahr 1948 an. Allerdings muss man heute noch eine neue Trennlinie ab 1967. Denn die 180 Moschawim, die in der Zeit zwischen 1948 und 1967 entstanden, sind in der Hauptsache bewohnt von Olim aus moslemischen Ländern, — und die meisten Moschawim im Lachisch-Bezirk gehören in diese Kategorie, — während die nach 1967 entstandenen Moschawim in der Hauptsache von Landwirten gegründet wurden, viele von ihnen Söhne von Moschawim-Veteranen, sowie von Menschen, die ihren Kibbuz freiwillig verlassen hatten. Dieser Unterschied ist wichtig, weil die Freiwilligkeit der Motivation mit der Einstellung der Siedler aus den Jahren 1948—1967 kontrastiert, die sozusagen direkt vom Schiff oder Flugzeug auf Land gebracht wurden, ohne dass man sie auch nur nach ihren Wünschen fragte. Man vergleiche damit die Haltung der Siedler des im Vorjahr evakuierten Jamit-Bezirktes, ferner die in der Jordansenke oder auf dem Golan. Doch darf man nicht übersehen, dass die Besiedlung des Lachisch-Bezirktes Mitte der 50er Jahre von den Planern und Politikern als Höhepunkt des zionistischen Aufbauwerkes angesehen wurde: wurzellose jüdische Einwanderer sofort auf den Boden der uralten Heimat zu verpflanzen.

Als die Krise der Moschawim bekannt wurde und in der Öffentlichkeit hohe Wellen schlug, erinnerte man sich, was die bekannte amerikanische Anthropologin, die inzwischen verstorbene Margaret Mead bei einem Besuch des Lachisch-Bezirktes in den 50er Jahren gesagt hatte: „Ich halte es für unmöglich, neue Moschawnikim aus den Bergen Kurdistans in eine Erfolgsstory zu verwandeln.“ Die Bemühungen der Planer jedoch, vor allem vom späteren Finanzminister und Premier Levy Eshkol angepornt, gingen darauf aus, die Unrichtigkeit dieser düsteren Prognose zu beweisen.

Man hat dann oft über das „Wunder“ gestaunt, dass es doch gelungen war, Olim aus moslemischen Ländern zu Moschaw-Bauern zu machen. Das wirkliche „Wunder“ aber war nicht dies, sondern dass es früher gelungen war, verstädterte Juden aus Osteuropa erfolgreich auf dem Lande anzustie-

AN UNSERE INLANDSABONNENTEN UND AN DIE MITGLIEDER DES IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA

Der Abonnementspreis „MB“ für die Monate
 1. Okt. — 31. Dez. 1983
 (einschl. MWSt.)

beträgt IS **475.-**

Der Mitgliedsbeitrag für das Quartal
 vom 1. Okt. — 31. Dez. 1983

beträgt IS **75.-**

Wir bitten Sie, die entsprechenden Beträge an unsere Postadresse oder auf eines unserer Bankkonten zu überweisen.

Für Tel Aviv: POB 1480, Mikud 61014; Bankkonto bei Bank Leumi l'Israel, Snif Achusath Baith, Achad Ha'amstr, 13, Konto Nr. 1441/79, oder Bank Hadoar, Tel Aviv, Konto Nr. 4-43416-2.
 Für Jerusalem: Mikud 94261, King Georgestr. 33.

Für Haifa: POB 5114, Mikud 31051; Bankkonto Bank Leumi l'Israel, Branch Haim 2; Konto Nr. 14123/61.

**BITAON PUBLISHING CO,
 IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA**

Der Rücktritt von Menachem Begin Persönliche Bemerkungen

Seitdem Menachem Begin seinen bevorstehenden Rücktritt als Ministerpräsident angekündigt, und erst recht seitdem er den Rücktrittsakt formell vollzogen hat, ist viel über ihn geschrieben worden. Die Presse hat sich für den Hintergrund und die Motive der Handlung des Gründers der Cheruthbewegung interessiert. In den Kommentaren zu den Ereignissen spielt auch die Einschätzung der Folgen des Rücktritts eine wichtige Rolle. Man muss sich vor Überschätzung der Folgen hüten. Es handelt sich nicht um ein „historisches“ Ereignis. In dem normalen parlamentarischen Prozess des Wechsels von Regierungen ist der Rücktritt eines Kabinettschefs kein aussergewöhnlicher Vorgang. Es erscheint auch, dass die demokratischen, durch die israelische Gesetzgebung vorgesehenen Prozeduren eingehalten werden. Kein Bürger hat ein angeborenes Recht auf Führung. Wenn er am Ende seines Weges angekommen ist und zurücktritt, so ist der Wechsel in der Führung ein natürlicher Vorgang. Die byzantinische Prozedur zum Hause Begin, ihn vom Rücktritt abzuhalten, sagt etwas über die Bewegung aus, die er geführt hat. Von Bedeutung allein ist die Frage, ob der Wechsel in der Führung eine Änderung in der Politik der Regierung einleitet, ob die im Likud zusammengefassten Parteien unter Führung von Cheruth den Rücktritt überleben oder ob er den Anfang eines politischen Zerfallprozesses einleitet, der zu einem Wechsel des Regimes führt. Nach den Gesetzen der Logik, insbesondere nach dem Scheitern der von Begin initiierten oder zumindest unterstützten Regierungspolitik müsste die Regierung die Zügel aus der Hand geben und es der Opposition ermöglichen, die Regierung zu übernehmen. In der Wirklichkeit sieht es anders aus. Cheruth hängt mit allen Fasern ihres Wesens an der Macht. Sie schreibt die israelische Geschichte neu, um die historische Bedeutung von Jabotinsky, Etzel, Begin und Cheruth zu erhöhen und die Wähler zu beeinflussen. Sie ändert die Nomenklatur und verwandelt Misserfolg in Erfolg und Niederlage in Sieg. Ein Meister auf dem Gebiet der Einkleidung von Rücktritt in ein Gewand des Fortschritts ist der jetzige Finanzminister, der in der untrüglichen Statistik einen bössartigen Feind voller unedler Machenschaften erblickt. Menachem Begin wird als einer der letzten Titanen der zionistischen Bewegung bezeichnet. Worin besteht wirklich seine Grösse? Einen originellen Beitrag zur zionistischen Ideologie hat er nicht erbracht. Der Bethar, die revisio-

nistische Jugendbewegung, in deren Rahmen er in Polen zum Führer heranwuchs, ist nicht seine Schöpfung. Er entstand 1923 in Riga und fand in Seew Jabotinsky den idealen Sprecher und anerkannten Führer. Begin spricht von ihm als מורי ורבי, mein Lehrer und Meister, wie der Chassid von seinem Raw, dessen Wort anstelle des eigenen Denkens tritt. Der totalitäre Charakter des Bethar, sein, auf dem Führerprinzip aufgebautes Gedankengebäude (Jabotinsky hat es in seiner Schrift „Die Idee des Bethar“ 1935 dargestellt) enthält die Wesenszüge des italienischen Faschismus, die Vorstellung einer jüdischen Legion, die als eine eiserne Wand angesehen wird, hinter der sich der jüdische Staat, geschützt vor arabischen Angriffen, entwickelt.

Ein Beitrag Menachem Begins liegt im Durchsetzen einer militärisch-aktivistischen Linie, die Vergeltungsaktionen gegen Araber und militärischen Einsatz, wenn nötig, gegen die Mandatarmacht vorsieht, eine Politik, die Begin später in Palästina konsequent verfolgt hat. Jabotinsky, der anerkannte Führer des Bethar, lehnte damals — es war im Jahre 1937 — diese aktivistische Politik ab und unterlag gegenüber Begin. Während des Zweiten Weltkrieges kam Begin nach Palästina und unternahm im Jahre 1943 von Jacob Meridor die Führung von Etzel (ארגון עוזות לאומי) „Nationale Militärische Organisation“, eine bewaffnete Untergrundorganisation. Diese Bewegung ist ursprünglich aus einer Abspaltung von der Haganah, der offiziellen zionistischen Verteidigungsorganisation, entstanden. Die

schärfere Tonart, die grössere Aggression gegen arabische Angriffe ist der revisionistische Beitrag; die „Kriegserklärung an die Britische Administration“ erfolgte durch Etzel unter Begin im Jahre 1944. Die Aktionen von Etzel und der ihm geistesverwandten Lechi (לוחמי חרות ישראל) sind zu bekannt, als dass sie beschrieben werden müssen. Die politische Geschichtsschreibung von heute versucht, die Dinge so darzustellen, als ob die aktivistische Politik von Begin ein entscheidender Faktor in dem Beschluss Grossbritanniens, Palästina zu verlassen, gewesen sei und damit praktisch den jüdischen Staat herbeigeführt habe. Für die Annahme besteht in den Tatsachen kein ausreichender Grund. Sie übersieht die globale Interessen der Mandatarmacht, für die Palästina zu jener Zeit nur untergeordnete Bedeutung besass, der Rückzug aber das Anwachsen der Sympathien für England in der arabischen Welt zu ermöglichen schien. Seine Grösse bestand auch nicht in seiner unbeugsamen Haltung gegenüber den Reparationsverhandlungen mit Deutschland, in seinen Drohungen und Protesten in der Knesset, es sei denn, dass man in seiner Mobilisierung der Massen gegen das legitime souveräne Parlament und seiner Androhung von Gewalt ein Element der Grösse sieht. Welche Bedeutung die Reparationen und die persönlichen Entschädigungen für die Wirtschaft Israels gehabt haben und noch immer haben, bräuchelt nicht erörtert zu werden. In seiner Haltung zeigt sich, wie auch oft in seiner späteren Politik in der Regierung unter seiner Führung, ein

Überwiegen ideologischer, irrationaler und emotionaler Gesichtspunkte gegenüber den wahren Interessen des Lebens des jüdischen Volkes als Gesamtheit und des einzelnen Bürgers.

Die Ideologie ist bei ihm anstelle der strikten Religion getreten. Für die Verwirklichung seiner ideologischen Konzeption (Das Grössere Israel) ist er bereit gewesen, jeden Preis zu zahlen, selbst auf die Gefahr der Stärkung der antizionistischen Kräfte der Agudath Israel, selbst den der Räumung israelischer Siedlungen in dem besetzten ägyptischen Gebiet. Die Westbank und Gaza sind zum Fetisch erhoben worden. Anstelle der Erlösung des jüdischen Volkes durch den Zionismus ist die Wiedereroberung des in der Bibel verheissenen Bodens getreten, und Scharon hat daher, logisch, schon angemeldet, dass das Gebiet oder Teile des Gebietes vom Jordan nach dieser Konzeption auch „uns gehören“. Auch der Libanonkrieg kann nicht als Beweis für seine Grösse angeführt werden. Die Politik der „starken Hand“, die ihre bedeutendsten Exponenten in Ariel Scharon und Rafael Eytan besass, ist von Menachem Begin aktiv gefördert, möglicherweise sogar initiiert worden. Dahinter steckt der revisionistische Glaube, dass Macht alles entscheiden könne. Die Verblendung der Ideologie hat die Initiatoren des Krieges übersehen lassen, um wen es sich bei den maronitischen Privatarmeen handelt. Ihr Name „Phalange“ zeugt von ihrer faschistischen Herkunft. Die Verbindung mit ihnen erfolgte gegen alle Vernunft in einer Welt, in der wir von einem Meer von moslemischen Nationen und Staaten umgeben sind. Der Gedanke der eisernen Wand von Jabotinsky kehrt wieder. Der Glaube an die Grösse der israelischen Macht hat die Stelle der realen Einschätzung der Gegebenheiten besetzt. Das zeigt sich auch in der Abwesenheit jeder aussenpolitischen Konzeption. Die kompromisslose Beherrschung der Westbank macht jede wahre Aussenpolitik unmöglich, die auf der Bereitschaft zu verhandeln, eventuell entgegenzukommen, basiert sein muss. Daher ist es auch wahr, dass unter Führung von Begin und Cheruth ein wirklicher Frieden mit der arabischen Welt nicht möglich ist. Dem widerspricht auch nicht die einzig wirklich grosse Leistung von Begin — der Frieden mit Ägypten. Er war nicht mit einer ideologischen Verblendung verbunden. Die mystischen Vorstellungen vom „Ganzen Israel“ bezogen sich in den Augen Begins nicht auf die Sinai-Wüste. Das Verhalten der israelischen Regierung unter Begin nach Camp David und der Beginn der Autonomieverhandlungen haben klar und deutlich gezeigt, dass Begin

(Schluss unseitig)

IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA — LANDESLEITUNG
INSTITUT FÜR DIASPORA-FORSCHUNG
DER UNIVERSITÄT TEL-AVIV

Einladung

zu einer Veranstaltung über das Thema:

„50 JAHRE EINWANDERUNG AUS MITTELEUROPA
UND IHR BEITRAG ZUM AUFBAU DES LANDES“

Referat: Oberrichter (i.R.) CHAIM COHN

Vorsitz: Prof. S. SIMONSOHN

Die Veranstaltung findet in hebräischer Sprache am

Donnerstag, den 13. Oktober 1983, 20.15 Uhr,

im Mexiko-Haus, Auditorium Fastlicht, statt.

(Campus der Universität Tel-Aviv, Einfahrstor 8)

Eintritt frei.

Terrorismus und Vigilantentum im Westufergebiet

Abraham Achituv, Chef des Sicherheitsdienstes (Schin Beth) von 1976—1980, erregte kürzlich Aufsehen, zum Teil sogar unliebsames, mit einem im „Davar“ veröffentlichten Artikel, in dem er erklärte: „Die Siedlungen im Westufergebiet sind vom psychologischen Standpunkt aus ein Treibhaus für jüdischen Terrorismus.“ Ohne direkt Juden zu beschuldigen, dass sie für die seinerzeitigen Attentate auf die dabei schwerverletzten arabischen Bürgermeister verantwortlich seien, lässt sich seines Erachtens der Verdacht nicht von der Hand weisen, dass Juden die Täter waren, und dass gelte auch für den kürzlichen Anschlag auf die Islamische Universität in Hebron, bei dem drei Studenten ums Leben kamen.

Nachdem Siedlungen im Westufergebiet wie Pilze nach Regen aus dem Boden schossen, begannen, so Achituv, Juden dort das Gesetz in die eigene Hand zu nehmen, was zuweilen sogar auf „Rebellion gegen das Militär hinauslief“. Seit der Likud zur Macht kam, haben die Siedler schnell begriffen, dass ihre Aktionen, auch wenn sie illegal waren, den Koscher-Stempel erhalten, und dass sie immer mit politischer Rückendeckung rechnen können.

Hohe Beamte des Sicherheitsdienstes in Jerusalem stimmen mit der Darstellung des Problems und der Ursachen des jüdischen Gegenterrors durchaus überein. Sie stimmen ihm auch zu, dass das grösste Problem auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens liegt, nämlich Informationen zu erhalten und an die Informanten heranzukommen. Es ist allerdings schwierig, in Untergrundzellen in den besetzten Gebieten Agenten einzuschleusen, denn es liegt Grund zu der Annahme vor, dass die jeweiligen Aktionen immer nur von sehr kleinen Gruppen ausgehen, die sich für ein bestimmtes Ziel zusammenfinden, und die nach Durchführung ihres Komplotts wieder auseinander gehen. Unter ihnen herrscht immer ein ungewöhnliches Mass von Solidarität, und selbst wenn der eine oder andere von ihnen gefasst wird, können sie damit rechnen, dass ihre Kameraden sie nicht im Stich lassen werden. Das geht sogar so weit, — dass, wie ein hoher Beamte die Lage kommentierte, es fast unmöglich ist, eine ordnungsgemässe Untersuchung in Siedlungen wie Kirjat Arba durchzuführen, selbst wenn es sich um einen klaren Fall von Notwehr handelt, wo ein Siedler auf den randalierenden aggressiven arabischen Mob geschossen hatte. Wenn die Sicherheitsorgane etwa eine Waffenkontrolle durchführen wollen, dann versteckt man die Waffen oder wechselt Teile aus, so

das man keine ballistischen Tests durchführen kann.

Trotz der Zusagen der Siedlungsleitungen, dass niemand von den Siedlern sich einer Waffenbestandsaufnahme widersetzen werde, wie sie kürzlich durchgeführt werden sollte, fanden die staatlichen Sicherheitsorgane doch nur sehr wenig Kooperationswilligkeit. Bei den Ermittlungen zur Dingfestmachung der Täter des Anschlags auf die Islamische Universität in Hebron z.B. haben sich nach Äusserung eines Offiziers die Siedler „blind, taub und stumm“ gestellt. — Hinzu kommt, dass „Unregelmässigkeiten“ bei der Registrierung der in Kirjat Arba ausgegebenen Waffen festgestellt wurden. Vor zwei Jahren erfolgte die Registrierung mit Hilfe eines Computers, nunmehr aber konnten die dabei erfassten Waffen überhaupt nicht mehr gefunden werden. Es kommt auch häufig vor, dass Siedler mit Waffenschein in eine andere Siedlung ziehen und die Waffen mitnehmen, ohne dass dies irgendwo vermerkt wird.

Alles spitzt sich aber nach Ansicht der Experten auf das Problem zu, dass selbst wenn Polizei und Schin Beth psychologisch auf die Möglichkeit vorbereitet sind, Juden könnten als Terroristen sich betätigen, so stossen die Sicherheitsorgane auf eine Wand an der „Heimatfront“. Sie erlaubt nicht, gegen Juden in derselben Weise vorzugehen wie gegen arabische Terroristen.

Die Darlegungen Abraham Achituv über die um sich greifende Gesetzlosigkeit im Westufergebiet sind in gewisser Weise eine Ergänzung des vor einiger Zeit in der Öffentlichkeit lebhaft erörter-

ten Karp-Berichts über die Zustände dort. Judith Karp, eine der leitenden Beamten bei der Behörde des Rechtsberaters der Regierung, war zur Vorsitzenden einer Kommission bestellt worden, die über die illegalen Aktivitäten von Juden gegen Araber im Westufergebiet Bericht erstatten sollte. Frau Karp trat zurück, weil die Arbeit der Kommission im Sande verlief und man nicht bereit war, ihre Schlussfolgerungen zu akzeptieren. Sie kam zu dem Ergebnis, dass die jüdischen Siedler im Westufergebiet eine Art Miliz darstellen, deren Aufstellung und Aktionen keine staatliche Stelle gebilligt hatte. Weder Militär noch Polizeiorgane waren bereit, bei den Ermittlungen die erforderliche Amtshilfe zu leisten. Auch der Leiter der Jerusalemer Staatsanwaltschaft und Mitglied der Karp-Kommission, Michael Kirsch, wies kürzlich in einem Interview darauf hin, dass zwar theoretisch alle vor dem Gesetz gleich sind, dass es aber bei uns zwei verschiedene Rechtsnormen und Justizbehörden gebe. Der Standard der Militärregierung sei ein ganz anderer als der der zivilen Strafverfolgungsbehörden.

Bei den Siedlern im Westufergebiet, vor allem beim Gusch Emunim, haben Achituv's Bemerkungen Empörung ausgelöst. Der Anwalt Eljakim Haezni aus Kirjat Arba, der schon häufig als Sprecher dieser Bewegung aufgetreten ist, erklärte rundweg, es handle sich um Rufmord und Achituv's Behauptungen laufen auf eine Bedrohung der Sicherheit des Staates hinaus. Es sei eben die Einstellung eines Mapainiks, und er habe der Integrität des Schin Beth schweren Schaden zugefügt. Die Vorwürfe Achituv's konterte Haezni mit der

Bemerkung, dass es dem Schin Beth nicht gelungen sei, diejenigen Mitglieder der Schalom-Achschaw-Bewegung dingfest zu machen, die seinerzeit den „Pogrom in Efrat“ begangen hatten. Dieser angebliche „Pogrom“ bestand darin, dass die Wände von neuerrichteten Häusern in der Neusiedlung Efrat mit Antiterror- und Anti-Gusch Emunim-Parolen beschmiert worden waren.

Die Reaktion Haezni auf die Vorwürfe Achituv's zeigt, wie sich der Gusch Emunim getroffen fühlte, und dass er nun seine Zuflucht zu der „Haltet-den-Dieb-Methode“ greift, um durch Aufbauschung des zweifellos illegalen Verhaltens des Gegners von den eigenen Untaten abzulenken. Das Vigilantentum ist im Westufergebiet ins Kraut geschossen. Das konnte, wie Achituv feststellte, nur geschehen, weil es keine starke Regierungsgewalt im Westufergebiet gibt, und weil die in Jerusalem sitzende Regierung sich mit den Endzielen der Vigilanten identifiziert und daher auch ihre Methoden stillschweigend billigt oder in Kauf nimmt.

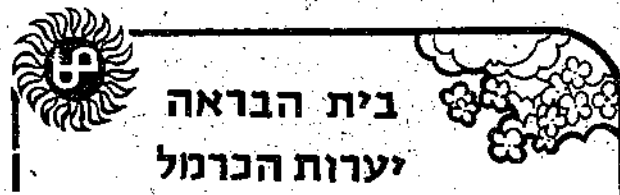
Es ist die verhängnisvolle Einstellung vom Zweck, der die Mittel heiligt.

Der Rücktritt (Schluss)

bestrebt war, den seiner Meinung nach gefährlichsten arabischen Gegner aus der antisraelischen Front auszuschalten, um den Prozess der Annexion der Westbank um so ungestörter vorwärtzutreiben. Dafür war er bereit, auch den Preis der Evakuierung von Jami zu bezahlen. Selbst wenn es gelingt, die Annexion der Westbank durchzuführen, brauchen wir weiter die eiserne Wand Jabotinskys, die Kraft und Grösse des israelischen Heeres. Vor uns bleibt die Vision Israels als einer belagerten Festung bestehen, mit den Opfern an Leben und Gütern, kein normales Leben, der Krieg, nicht weil er unvermeidbar ist, sondern weil eine regierende Clique beschliesst, dass er das Opfer wert ist.

Begins Grösse besteht in der Grösse des Unglücks, das er tatsächlich oder potentiell über uns gebracht hat. Vielleicht darf man ihm anrechnen, dass er sein demagogisches Talent fast dreissig Jahre in dem Kampf um Herrschaft eingesetzt hat. Seine Ausdauer, sein organisatorisches Talent, seine Redegabe, sein Charisma (was ist das eigentlich?) haben ihn an die Macht gebracht. Die Nation ist nicht glücklicher geworden, nicht stärker, nicht einheitlicher, nicht produktiver, nicht angesehener, mit anderen Worten, nicht normaler. Mögen wir in Zukunft vor solchen Titanen bewahrt bleiben.

HANS CAPELL



KOMMEN SIE ZUR ERHOLUNG INS KURHOTEL YAAROT HACARMEL

und geniessen sie die Natur in der „israelischen Schweiz“.

Im Preis einbegriffen:

- * 4 Mahlzeiten (koscher), auf Wunsch Diät.
- * 3 Mal wöchentlich Gymnastik auf dem Gesundheitspfad unter fachlicher Anleitung.
- * Tägliches Unterhaltungsprogramm.

Im Health Club: Physiotherapie und Mineralbäder. Ärztliche Aufsicht Tag und Nacht.

Auskünfte und Reservierung:
Kurhotel Yaarot Hacarmel, Haifa, Tel. 04-229144

Chronik eines Lebens

Nachstehend ein weiterer Auszug aus der Autobiographie unserer Mitarbeiterin Gerda Luft „Chronik eines Lebens für Israel“, Edition Erdmann in K.Thienemanns Verlag, Stuttgart. Das Kapitel trägt die Überschrift „Tel-Aviv — wie es einmal war“.

In Tel Aviv fanden wir eine Wohnung mit drei Zimmern und einer grossen Terrasse. Sie befand sich in der Nähe der Eisenbahnstation und gehörte einem bekannten Architekten, der seinem Geschmack durch Fayencen an der Hauswand Ausdruck gegeben hatte. Für mich hatte die Wohnung einen besonderen Reiz, denn im Hof gab es einen Käfig mit einem Affen, und der Hund des Hauses, ein arabischer Slougi, gesellte sich bald zu mir und fand, dass es im oberen Stockwerk bei uns angenehmer sei als bei seinen Herrschaften unten. Während der zwei Jahre, die wir dort wohnten, blieb er mir treu.

Mir erschien die Wohnung, leer wie sie war, geradezu riesenhaft. Bald brachten wir es zu einem neuen Kinderbett und zwei Betten für uns sowie zu einem grossen mit Kunstleder bezogenen Tisch zum Essen und Arbeiten. Es zeugt für meine Bescheidenheit und den Schwung von Luft, dass ich mich durch die drei Zimmer — plus Küche! — einschüchtern, er sich dagegen in seiner Phantasie befähigen liess. Er machte sofort Pläne für eine richtige Möblierung; ich war glücklich über zwei Einrichtungen der Zivilisation: Es gab fliessendes Wasser im Hause und elektrischen Strom. Ich wurde also zum ersten Male in Palästina die so oft qualmende Petroleumlampe los und investierte in einem Anfall von Grössenwahn Geld in eine Alabasterlampe. Dass man nicht mehr Wasser zu sparen und zu schleppen brauchte, war eine unbeschreibliche Erleichterung. Gekocht wurde freilich nach wie vor auf einem „Primus“, obwohl es in Tel Aviv bereits Snobs gab, die eine „Louise“ besaßen, einen als Gasbrenner verkleideten Petroleumkocher mit zwei Flammen, die ohne die lästige Nadel und Pumpe zu handhaben waren.

Tel Aviv fing damals an, sich nach Norden auszudehnen. Am Strand gingen die kleinen Wohnhäuschen bis hinter die Pension „Käthe Dan“, also bis hinter das heutige Dan-Hotel. Die guten, für unsere Begriffe luxuriösen Geschäfte befanden sich jedoch in Jaffa, wo man damals vor allem japanische Waren kaufte, billige Seidenhemden und Stoffe. Besonders hübsch sass man im „Kasino“, einem Café auf einer Mole im Meer, wo man sich am Nachmittag oder Abend zu treffen pflegte.

Es gab auch wahre Schlaraffeninseln. Eine davon, das „Ungarische Café“, befand sich auf dem Dach

eines Hauses in der Nachlath Benjamin Strasse und zeichnete sich durch Sauberkeit, echte Schlagsahne und guten Kuchen aus. Da zudem noch auf dem Dach ein kühler Wind wehte, war das Lokal ein beliebter Sammelplatz.

Dann gab es Ausflugsplätze bei den deutschen Siedlern. Die „Templer“ hatten eine „Sarona“ genannte Siedlung bei Tel Aviv, wo sich heute die Regierungsgebäude befinden. Man wanderte an einem Samstagnachmittag über freies Feld und fand dort eine Kegelbahn, wo die Kinder Kegel spielen lernten und man Schinkenkipfel ass. Dass der Araber, der bediente, unverkennbar schwäbischen Dialekt sprach, gab dem Ort seinen besonderen Charakter. Die „Templer“ waren eine religiöse Gemeinschaft, deren Mitglieder vorwiegend aus Württemberg kamen. Sie hatten eine eigene Schule mit schwäbisch sprechenden Lehrern, in der auch arabische Kinder unterrichtet wurden.

Wollte man der koscheren Küche der Tel Aviver Restaurants entfliehen, so ging man entweder nach Jaffa in eine der arabischen Garküchen oder zu Lorenz, einem von Deutschen betriebenen Restaurant an der Grenze von Jaffa und Tel Aviv. Freilich brauchte man dafür acht oder zehn Piaster und noch dazu in bar.

Ich verliess mit Jerusalem nicht nur eine mir wert gewordene Stadt, sondern auch einen grossen Freundeskreis. Dennoch war der Übergang nach Tel Aviv weniger schwierig, als man hätte annehmen sollen. Die zivilisatorischen Bedingungen machten das Wirtschaften leichter, und bald sammelte sich ein neuer Freundeskreis um uns. Auch hier gab es eine Trennung zwischen rein persönlichen Beziehungen und Parteiverbindungen. Einige Parteigenossen waren zugleich persönliche Freunde, unter diesen Sprinzak und Schkolnik, später Eschkol, einer der Ministerpräsidenten des Staates Israel.

Eine der neuen Bekanntschaften, die zu einer jahrzehntelangen Freundschaft wurde, war David („Dolek“) Horowitz, später der Präsident der Staatsbank. Ich lernte ihn bei einem meiner periodischen Besuche in der Redaktion des „Dawar“ kennen, für den ich damals Buchbesprechungen schrieb. Man pflegte bei Spaziergängen durch die Stadt in den verschiedenen Büros Besuche zu machen. Wenn man Material für einen Artikel brauchte, ging man in die Stadt, schaute bei der „Bank Hapoalim“ (Arbeiterbank) für einen kleinen Schwatz mit den Direktoren hinein, traf den Arabisten Michael Assaf im „Dawar“ (Arbeiterzeitung), Schreiber in der Leitung der Siedlungsgesellschaft „Nir“, Dolek Horowitz im „Am-

erican Economic Committee“ (einer von amerikanischen Juden gegründeten Kolonisierungsgesellschaft) und wer sonst noch von wichtigen Leuten zu haben war. Es wurde viel gearbeitet, aber die Bürokratie war noch unentwickelt; jeder kannte jeden, und jeder hatte für jeden Zeit.

Als ich Dolek zum ersten Male zu Hause besuchte, wohnte er mir gegenüber. Wir waren damals in eine Wohnung in der Jarkonstrasse gezogen. Gegenüber war ein grosser leerer Platz, auf dem in mond hellen Nächten die Schakale heulten. Sie kamen vom Flüssen Jarkon her, der noch völlig unzivilisiert war. Zuerst hatte mich dieses Heulen gestört, dann gewöhnte ich mich so daran, dass es mich geradezu heimlich anmutete. Jenseits des grossen Platzes wohnte Dolek mit seiner Frau und einem Baby in einer winzigen Wohnung zu ebener Erde. Sie war noch leerer als mein Zimmer in Jerusalem. Ich fand ihn auf dem Boden sitzend, weil es keine Stühle gab, und auf dem Boden schreibend, weil es keinen Tisch gab. Er war gerade aus „Gdud Awodah“, einer Art Arbeitergenossenschaft, ausgetreten und besass buchstäblich nur das, was er und seine Frau auf dem Leibe trugen. Wenn es ihm gelang, durch journalistische Arbeit genug für Essen und Miete zu verdienen, so war das schon ein Glück. An die Anschaffung von Möbeln war nicht zu denken.

Unser Kreis war, im ganzen genommen, aber doch eine Sammlung von „success stories“. Wir stammten fast alle aus bürgerlichen Häusern und hatten gegen die Eltern rebelliert. Ein Teil von uns war noch im Ersten Weltkrieg und durch die Inflation der materiellen Sicherheit beraubt worden. Dolek hat in seiner Biographie ausführlich beschrieben, wie seine gut-situierte Familie, die aus Polen stammte, sich in Wien ohne alle Existenzmittel fand und er auf den Strassen Streichhölzer und Schuhsekel verkaufte. Hierauf kam er mündlich und schriftlich immer wieder zurück. Es war eben das Pünktchen auf dem I seiner brillanten Karriere. Er hat einmal dem Besitzer der ersten grossen Fabrik für Obstsaft, „Assis“, Schimon Bejarano, mit Stolz erzählt, dass es auf der Welt weniger Präsidenten von Staatsbanken gebe als Ministerpräsidenten. Er hat bei einem Besuch in der Villa von Nelson Rockefeller an die kalten Wintertage seiner Jugend zurückgedacht. Er besass ein grosses Album mit Fotografien von sich zusammen mit allen Berühmtheiten der Welt, und wenn man sich nicht sehr vorsah, führte er es in späteren Jahren bei jedem Besuche von neuem vor. Und er hatte bis zuletzt einen unstillbaren Durst nach Aktivität und Anerkennung. Dieser Durst charakterisierte alle „Grossen“, die ich in meinem Le-

ben kennenlernte. Weizmann verlangte bekanntlich am Ende seines Lebens, als er Staatspräsident und von der aktiven Politik abgeschnitten war, hartnäckig ein zweites Taschentuch, weil das, wie er sagte, das einzige war, in das er noch seine Nase stecken durfte. Es gab eine einzige Ausnahme: Albert Einstein. Er ging mit uns Studenten in die Konzerte, weil es ihm an der Musik lag und nicht am Gesehenwerden. Und er trug später in Amerika keine Strümpfe, weil sie die „schlechte Gewohnheit“ haben, Löcher zu entwickeln. Bei keiner unserer Begegnungen, sei es in Berlin oder bei seinem Besuch in Ben Schemen, liess er im geringsten merken, dass er etwas Besonderes war. Wenn etwas an ihm auffiel, so war es die Naivität, die kindliche Unschuld, mit der er die Welt betrachtete. Aber das Genie Einstein gehört natürlich in eine Kategorie für sich.

Schon in Jerusalem hatte es einen Kreis gegeben, von dem fast alle ihren Weg machten. Das bedeutendste Genie in diesem Kreise war fraglos Scholem, der aus eigener Initiative und ohne Hilfe einen neuen Wissenszweig schuf. Ihm mangelte es keineswegs an dem Bedürfnis, bekannt und anerkannt zu werden. Hugo Bergmann, der älteste in diesem Kreise, wurde jedoch ohne sein Zutun berühmt und blieb immer bescheiden. Dasselbe gilt für Heinz Herrmann, den ersten Psychiater im Lande. Vermutlich schätzte die beiden ihr Sinn für Humor vor Selbstgefälligkeit. Auch Arthur Ruppin, der grosse Fachmann für landwirtschaftliche Kolonisation, den wir alle kannten und ehrten, trat bescheiden auf.

In Jerusalem hatten Wissenschaft und Kunst in unserem Kreise geherrscht, aus dem viele später an der Hebräischen Universität wirkten. Politik wurde sozusagen nur als „Nebenfach“ betrieben, wie es allgemein im Lande üblich war. In Tel Aviv trat für uns die Politik stärker in den Vordergrund, weil Luft Sekretär der Partei des „Hapoel Hazair“ wurde und damit direkt mit den Problemen der Arbeiterschaft und der Jewish Agency zu tun bekam. Dazu kam meine journalistische Arbeit, die ja unlöslich mit Fragen der Politik und der Wirtschaft verbunden war.

Was führte zu dem Erfolg, der so vielen unseres Kreises in Jerusalem und in Tel Aviv beschieden war? Fast alle waren ehrgeizig, wenn auch keiner in dem Ausmass wie Dolek Horowitz. Alle hatten eine starke Motivation bei ihrer Arbeit. Sie wollten nicht einfach Karriere machen. Zu Beginn der „Chalutz“-Periode, die fast alle durchmachten, spielten Berufserfolge überhaupt keine Rolle. Vielleicht sogar im Gegenteil. Der Fall von Luft, der eines Tages seine Anwaltspraxis in Krakau aufgab und

(Schluss Seite 7)

Industrialisierung (Schluss)

deln; denn nur diese „aschkenasischen“ Moschawim blühten und entwickelten sich in der Zeit nach Staatsgründung und auch erst, als die zweite Generation das Heft in die Hand genommen hatte. In den neueren „sefardischen“ Moschawim begann sich die Tätigkeit der zweiten Generation erst in den 70er Jahren günstig auszuwirken, vor allem bei der Blumen- und Gemüse-zucht in Treibhäusern. Doch gab es Unterschiede in den beiden Kategorien von Moschawim, sowohl hinsichtlich ihrer Grösse und Produktionsquoten wie im engeren Zusammenhalt der sefardischen Siedler im Gegensatz zu denen der Moschawgründer. So kam es sehr oft zu Zusammenstössen über Grundsatzfragen einer Moschaw-Kooperative.

Fehler der Planung

Die Moschawim der Frühzeit wurden im Emek Jesreel in einer Zeit geplant, als man den Hauptwert auf extensive Landwirtschaft mit Getreide legte. Nahalal z.B. basierte auf Einheiten von 80-100 Dunam pro Familie. Dreissig Jahre später stellte man bei der Entwicklung des Lachisch-Bezirk jeder Familie nur noch 30 Dunam zur Verfügung, doch in der Zwischenzeit waren die Bauern aus Nahalal zur Intensivwirtschaft mit entsprechender Bewässerung übergegangen, so dass die 80 Dunam im Norden einen wesentlich besseren Ertrag lieferten als die 30 Dunam im Süden.

Der Unterschied in der Grösse jeder Einheit pro Familie hatte noch eine weitere Wirkung. Eines der schwersten Probleme eines Moschaw ist das der Erbfolge. Prinzip ist, dass nur ein Sohn erben kann, damit die ohnehin flächenmässig geringe Wirtschaftseinheit nicht noch weiter parzelliert und zerstückelt wird, wie das bei vielen arabischen Dörfern der Fall ist. Bei den älteren, weitgehend aschkenasischen Moschawim hatte das Prinzip der Erbfolgebeschränkung meist zur Folge, dass ein Sohn (oder eine Tochter, die einen Landwirt heiratete) im Erbgang die Wirtschaft übernahm, während ein, zwei oder drei erwachsene Kinder den Moschaw verliessen. Dies ist übrigens auch einer der Gründe dafür, dass so viele Söhne von Moschawniks die militärische Laufbahn einschlugen; man denke nur an Mosche Dajan s.A. und Ariel Scharon. In den neueren Moschawim, die nach 1950 entstanden, waren die Familien meist gross und die Söhne und Töchter ängstlich darauf bedacht, die Farm zu verlassen, um sich anderen Berufen zuzuwenden. So wird für diese Moschawim das Problem, dass „nur ein Sohn erbt“,

wesentlich grösser als für die anderen.

Die Krise, die die Moschawim durchmachen, ist aber nicht nur finanzieller Natur und rührt auch nicht nur aus dem Erbschaftssystem, sondern hat mit der allgemeinen Einstellung zur Arbeit auf dem Lande zu tun. Lova Eljaw, einer der Väter der Lachischbezirk-Siedlung, berichtet von einem Musterlandwirt „wie er im Buche steht“ bzw. stand. Bei einem kürzlichen Besuch in dessen Moschaw fand er diesen Mann „mit Nichtstun beschäftigt“. Auf den entsprechenden Vorhalt gab dieser Moschawnik zu, dass er seinen Boden und seine Wasserrechte an ei-

nen Araber aus Hebron verpachtet habe, der arabische Flüchtlinge aus dem Gaza-Bezirk beschäftigt. „Und was ist mit deinen Söhnen?“ fragte Eljaw. „Zwei sind auf der Börse, und zwei andere sind Gefängniswärter, einer in Hebron und einer in Aschkelon“, war die Antwort.

Man kann sich wohl keinen besseren Kommentar zur Krise des Moschaw als Siedlungsform vorstellen. Jeder, der mit der grossen Zahl von Moschawniks in den alten aschkenasischen Moschawim vertraut ist, welche Aussenarbeit leisten und ihre Farmen vernachlässigen oder unterverpachten, sowie der gleich grossen Anzahl von Moschawniks, die die Vermarktungsbestimmungen der Genossenschaft umgehen, wird dieses Pro-

blem wohl kaum ein ethnisches nennen. Die wirkliche akute Krise ist daher eine des Moschaw als solchen und nicht eine Krise der „sefardischen“ Moschawim.

Suchnotizen

Gesucht wird Herbert Winter (früher Friedländer) aus Wien, 60 Jahre alt, von Tante Grete und Onkel Richard. Angaben erbeten an IOME, POB 1480, 61014 Tel Aviv.

Gesucht werden Albert und Eberhardt Valentin aus Georgewitz bei Löbau, seit 1939 im Land, Jahrg. ca. 1900. Antworten erbeten an IOME, POB 1480, 61014 Tel Aviv.

INDIVIDUELLE BANKBERATUNG IST GOLD WERT



Wie legen Sie Ihre Ersparnisse am günstigsten an, um höhere und sichere Gewinne zu erreichen?

Soll man seine Mittel in Index-gebundenen Papieren festlegen, in Aktien, Gold oder ausländischer Währung? Welche müsste die zu bevorzugende Währung sein (Dollar, Mark, Schweizer Franken etc.)?

Ist ein Sparprogramm vorzuziehen oder Investition in einer Kupa Tagmujim?

Mehr denn je erfordert die jetzige Lage eine individuelle Bankberatung durch einen beruflich erfahrenen Sachverständigen. Unser Personal von Spezialisten würde sich freuen, Ihnen ihr Können zur Verfügung zu stellen. Suchen Sie eine der Filialen der Bank Igud auf zu einer persönlichen, unverbindlichen Unterhaltung. Es dürfte sich lohnen.



Europäische Festspiele

Oper in Salzburg

Die Musik des gebürtigen Salzburgers Wolfgang Amadeus Mozart und die Opern des Mitbegründers der Salzburger Festspiele Richard Strauss haben naturgemäß von jeher einen besonderen Platz im sommerlichen Festspielprogramm. In diesem Jahr wurden die seit sechs Jahren erfolgreiche Aufführung der „Zauberflöte“ in der Regie von Jean-Pierre Ponnelle unter musikalischer Leitung von James Levine und die im Vorjahr erst aufgeführte bezaubernde „Cosi fan tutte“ von Michael Hampe inszeniert und von Riccardo Muti dirigiert, wieder aufgenommen — beide Salzburger Originalaufführungen sind inzwischen auf Schallplatte erhältlich. „Die Zauberflöte“ bei RCA und „Cosi fan tutte“ bei EMI. Die Premieren dieses Jahres waren Mozarts „Idomeneo“ und „Der Rosenkavalier“ von Richard Strauss.

Herbert von Karajan inszenierte und dirigierte den „Rosenkavalier“, dessen Wiedergabe vor vier und fünf Jahren unter Leitung von Christoph von Dohnanyi recht unbefriedigend gewesen war — dagegen sind Karajans Aufführungen mit dem Sängertrio Elisabeth Schwarzkopf — Sena Jurinac — Anneliese Rothenberger und Otto Edelmann als Ochs von Lerchenau — 1961 sang Christa Ludwig anstelle Sena Jurinac — unvergesslich; die Schallplatte (EMI) hat sie festgehalten. Jetzt sang Anna Tomowa-Sintow die Marschallin, Agnes Baltsa war Octavian, Janet Perry die Sophie; es machte sich leider bemerkbar, dass keine der Sängerinnen deutschsprachig aufgewachsen ist und die charakteristische deutsch-österreichische Sprache von Hugo von Hofmannsthal reizvoller und bedeutungsreicher „Komödie für Musik“ bei ihnen kaum zur Geltung kam, vor allem in den Monologen der herrlich singenden Tomowa-Sintow berührte das schmerzlich, bei der auch reizend agierenden Agnes Baltsa fiel es weniger ins Gewicht, wobei die Sophie Janet Perrys seltsam blass ausfiel. Kurt Moll aber, in seiner Darstellung des „Ochs“ seit 1978 merklich gewachsen, lieh der Figur in Sprache, Gesang und Spiel all den uneharmannten Charme, mit dem Dichter und Komponist diese einzigartige Figur ausgestattet haben.

Das beglückende Erlebnis der Aufführung, die sich inszenatorisch ganz auf die Musik bezog, war das Spiel der Wiener Philharmoniker. Dieses Spitzenorchester, wohl das sensibelste und klangrollste Orchesterensemble der Welt, musizierte die wienerische, raffinierte wie nostalgische Musik mit wahrhaft einzigartigem Schmelz, mit

Geist und Humor, mit Elan und Schwung, unter Karajan den Nuancenreichtum der Partitur bis ins Einzelne auskostend. Etwas Amüsantes hatte sich Regisseur-Dirigent Karajan für den Auftritt des „italienischen Sängers“ beim zeremoniellen „Lever“ der Feldmarschallin ausgedacht: hier erschien in dem Aufgebot von Dienern, Bittstellern und Händlern nicht — wie oft im „Rosenkavalier“ — ein virtuos schmetternder Tenor, sondern ein Sänger, der anscheinend etwas parodistisch gezeichnet werden sollte. Der junge Tenor Vinson Cole mit seiner ausdrucksvollen Stimme produzierte sich nicht als ein Domingo oder Pavarotti, sondern karikierte bisweilen, was von Tellen der Presse, kaum aber vom Publikum, verstanden wurde.

Die zweite Opernpremiere galt Mozarts „Idomeneo“, dem der Barocktradition der „opera seria“ verpflichtet aber ganz individuell konzipierten Werk des 24-jährigen Mozart, für den kurfürstlichen Hof von München komponiert. Jean-Pierre Ponnelle inszenierte die Oper in der Felsenreitschule Salzburgs, und James Levine stand am Pult der Wiener Philharmoniker. Ponnelles merkwürdige, doch vor allem in der Chor-Regie — die in „Idomeneo“ eine wichtige Rolle spielt — erregende Inszenierung stellte in eine die Handlung auf Kreta symbolisierende Kulisse Figuren der Barockzeit und liess Mythos und menschliche Allgemeingültigkeit ineinander fließen. Der Aufführung stand ein grossartiges Sängerensemble zur Verfügung. Luciano Pavarotti spielte und sang Idomeneo, den unseligen König von Kreta, der einem spontan geäusserten Schwur zufolge, der ihm das Leben gerettet hatte, seinen Sohn Idamante dem Meerestgott zu opfern hatte; als er den Gott dadurch besänftigt, dass er zugunsten des Sohnes abdankt, wird Idamante König. Von Vorurteilen besessen, liess es, wie könne der grosse italienische Belcanto-Virtuose reinen Mozart singen...

Wir haben in Israel Pavarotti bereits in seinem Arienabend als stillvollen und einfühlsamen Mozartsänger erlebt. Hier als Idomeneo war er ergreifend in Rezitativ und Arien, erschütternd in seinem Abgang am Beschluss des Werkes mit seiner Entlassungsarie „Torna la pace“, um Frieden betend. Die Rolle des Idamante sang die gleichfalls in Gesang und Darstellung ergreifende Trudeliese Schmidt. Lucia Popp lieh der trojanischen Prinzessin III. Profil; die um die Gunst Idamantes buhlende Elettra fasste Ponnelle als

eine Wahnsinnige auf — Elizabeth Connell erreichte zwar nicht die Intensität der Julia Varady, die 1976 unter Karl Böhm die Elettra in Salzburg gesungen hatte, doch war ihre Donizetti und Verdi vornehmende „Wahnsinnserie“ (die Karl Böhm seinerzeit leider gestrichen hatte) im letzten Akt im Vortrag meisterhaft virtuos, wenn auch die Stimme in der Höhe zuweilen schrill klang. Die tiefe Ausdruckskraft der Chöre, in der der junge Mozart hier auch Verdis Opernchöre bereits vorwegnimmt, kam durch den Wiener Staatsoperchor unter Leitung von Walter Hagen-Groll zu starker musikalischer Wirkung. James Levine, seit Jahren der stilvolle Leiter von Mozarts „Zauberflöte“, zeigte sich auch in der dramatisch-ersten Mozartoper als meisterlicher Dirigent.

Eine Oper des 20. Jahrhunderts stand diesmal auf dem Programm eines Konzerts: Gottfried von Einems „Dantons Tod“ — nach dem Drama von Georg Büchner — die erste nach dem Krieg in Salzburg uraufgeführte Oper (1947, damals voll szenisch dargestellt), wurde von einem grossen Sängerensemble, Chor und Orchester des österreichischen Rundfunks unter Leitung von Lothar Zagrosek (Chöre: Gottfried Preinfalk) konzertant aufgeführt. Die „Revolutionsoper“ mit ihrer Warnung vor den Gefahren einer Diktatur war zwischen der Zeit des Attentats auf Hitler und dem Nürnberger Kriegsverbrecherprozess entstanden und

trägt in Textbearbeitung und Musik Spuren der Zeit: „Das ist eine böse Zeit...“ singt Lucille, Gattin von Dantons Freund Camille Desmoulins, in der dritten Szene. Die Musik der auch in konzertanter Darbietung eindrucksvollen Oper leidet etwas darunter, dass ihre Akteure kaum individuelle musikalische Charakterisierung aufweisen, doch lag das anscheinend in der Absicht der Komponisten, um das Chaotische der Zeit (so Oscar Fritz Schub) im allgemeinen zu kennzeichnen.

In Anwesenheit des Komponisten — der vom festlichen Publikum begeistert gefeiert wurde — bot das Ensemble des Rundfunks eine grossartige Aufführung, aus deren Besetzung vor allem Theo Adam (Danton), Werner Hohlweg (Camille Desmoulins), der Robespierre Horst Hiestermanns, Kurt Rydl (Präsident des Revolutionstribunals) und Kriztina Laki (in ergreifender gesanglicher Interpretation der Lucille) hervorgehoben werden müssen.

Mit festlichen Aufführungen zeitgenössischer Opern hat Salzburg sogar sein an konventionelle Konzerte und Opernkost gewöhntes Publikum angezogen und den Boden für Neues vorbereitet. Ernst Krenek's „Karl V.“ und Friedrich Cerhas „Baal“ waren Meilensteine dieser Entwicklung in den Salzburger Festspielen der vergangenen Jahre. Eine Auftragsoper von Luciano Berio soll 1984 uraufgeführt werden.

PETER GRADENWITZ

Chronik eines Lebens (Schluss)

mit einem englischen Pfund in der Tasche in Jaffa landete, ist vermutlich extrem, aber keine völlige Ausnahme. Zionismus, Sozialismus, Eroberung der Arbeit, alle diese Ideen bildeten eine überaus wirksame Motivation. Wenn sie mit einer krassen Senkung des Lebensstandards verbunden waren, so war das nur erträglich, weil man in einem Kreise lebte, in dem buchstäblich niemand Besitz hatte, und weil alle jung waren. Die geradezu pathetische Armut Doleks, der seine Artikel auf dem Fussboden schrieb, wurde erst unerträglich, als man ein Baby versorgen musste. In den Kwuzah löste man das Problem der Kinderversorgung durch kollektiven Verzicht auf jeden Komfort.

Auffallende Begabung, Ehrgeiz und starke Motivation führten ganz logisch aus der körperlichen Arbeit heraus und in die Leitung der Kibbuzim (wobei immer noch Perioden körperlicher Arbeit eingeschaltet wurden) und später in die Parteistrukturen und die politische Führung.

* **ZU ALLERLEZT** *
* **kommt man doch zu Stampf,** *
* **wenn man TEPPICHE** *
* **kaufen, verkaufen oder** *
* **richten will.** *
* **S T A M P F .** *
* **Hess Str. 1, Tel. 295531, T.A.** *

DEUTSCHE BÜCHER
sucht.

Antiquariat A.W. MYTZE

Postfach 246, D — 1000 BERLIN 37

Keine Transportprobleme! Bestzahlend!

Spitzenpreise für „Mein blaues Klavier“ von

E. Lasker-Schüler!

LISTEN ERBETEN!

Ein Freundesbuch

Wenn Lohengrin in der Graiserzählung singt: „Aus Glanz und Wonne komm ich her“, müsste Eberhard Tschepe singen*); „Aus Muff und Muck komm ich her“, aus kleinbürgerlichem und klein-kariertem Nazitum in Guben an der Neisse, wo er 1936 das trübe Zwielicht der Welt des Dritten Reiches erblickte. Von solcher Herkunft ist ihm ein schwerer Vaterkomplex und ein noch viel schwererer Mutterkomplex verblieben, den er, ohne falsche Scham, in seiner Autobiographie ausbreitet.

Der Publizist Henryk M. Broder hat zu diesem Bekenntnisbuch seines Freundes Eberhard Tschepe, mit dem er manchen Fernsehfilm in Israel gedreht hat, ein Nachwort geschrieben, in welchem es heisst: „Niemand kann etwas für die Küche, aus der er kommt. Aber er kann etwas dafür, was er mit den Rezepten, die er mitbekommen hat, anfährt.“

Tschepe hat nicht nach den Rezepten gekocht, die er mitbekommen hat. Er hat ihre Annahme verweigert, wie auch sein unbeherrschter Vater die Annahme eines Bücherpaketes zu seinem 75. Geburtstag verweigert hat. Es enthielt zwei Taschenbücher: „Das Tagebuch der Anne Frank“ und „Dies ist nicht mein Land“ von Lea Fleischmann. — Bücher dieser Art, die vom Schicksal der Juden in der Unzeit des Holocaust berichten, haben Tschepe die Augen geöffnet für das Geheimnis Israels, das Jahrhunderte lang der Prügelknabe der Weltgeschichte war. Jetzt setzt sich Israel zur Wehr und gilt deshalb bei den Linken und Grünen, bei Humanisten und Philanthropen als faschistischer Aggressor. Sowohl Tschepe wie Broder bringen erschütternde Beispiele dieses deutschen Neo-Antisemitismus, der sich als Anti-Zionismus und Anti-Israelismus tarnt.

*) Eberhard Tschepe „Annahme verweigert. Augenblicke zwischen Sylt und Sinai“, Bleicher Verlag, Gerlingen, 1983, 228 S.

SUCHE
THOMAS MANN:
ERSTAUSGABEN UND
SONDERDRUCKE
Angaben an:
Jehuda Galor
Herzlia-Pituach
18 Levy Eshkol St.
Tel. 052-550172

Verlag **BETAON LTD.** und Redaktion Rambastr. 15, Tel-Aviv. Mikud 65173 (P.O.B. 1480, Mikud 61014), Tel. 614411. Verantwortlich: Dr. Hans Capell, Ramat Gan. Registriert beim Haupt-Postamt Jerusalem. Druck: Arieli Press Ltd., Tel-Aviv.

Broder führt Zitate aus antifaschistischen, progressiven und avantgardistischen Zeitschriften wie „Emma“, „Die Tat“ und „radikal“ an, die ebenso gut in der „Nationalzeitung“ stehen könnten und oft an den „Stürmer“ erinnern.

Tschepe aber hat sich sein Bild von Juden und Judentum, Zionismus und Israel, nicht von alten Nazis und nicht von neuen Antizionisten deformieren lassen, sondern ging, den Spuren seiner Frau folgend, nach Israel, wo sie im Rahmen der „Aktion Sühnezeichen“ am Bau des Blindenheims in Jerusalem arbeitete.

Immer und immer wieder zog es Tschepe von der Insel Sylt in der Nordsee nach Israel, vom Dünenstrand zum Wüstensand, von seinem Photogeschäft als Strandphotograph zu Aufnahmen der Berge der Verheissung Sinai und Zion. Er lernt Juden und Judentum kennen, an der Quelle sozusagen, lernt auch ein wenig Hebräisch und dringt in das Gedankengut von Bibel und Talmud ein (ich habe mich besonders darüber gefreut, dass sein verblasstes Jesus-Bild durch mein jüdisches Buch über den Nazarener „Bruder Jesus“ neue Konturen gewann, die ihm akzeptabel schienen). Tschepe ist Photograph aus Lust und Neigung und hat die Kamera zu seinem Handwerkzeug gemacht, in Lichtbild, Film und Fernsehen. So ist auch sein Buch mit schönen Aufnahmen von der Nordsee und aus Israel reich illustriert, leider nicht auf Kunstdruckpapier.

Obwohl Tschepe über gute hebräische und judaistische Kenntnisse verfügt, wäre doch eine Durchsicht des Textes durch einen Fachmann erwünscht gewesen. So kehrt mehrmals „Gusch Emonim“ statt „Gusch Emonim“ (Block der Gläubigen) wieder. Ein Rabbiner in Freudental soll angeblich gesagt haben: „Die Midraschim lehren uns...“ (207). Midraschim ist der Plural von „Midrasch“, also: die Midraschim (exegetische Legenden) lehren uns, oder: der Midrasch lehrt uns... S. 235 wird der Gebetaruf „Das kommende Jahr in Jerusalem!“ hebräisch zitiert: „Lescha haba'a biruschalajim“. Es muss Leschana... heissen, aber das kann ein Druckfehler sein.

Das sind kleine Schönheitsfehler. Auch im Arabischen muss man vorsichtig sein. S. 231 werden die arabischen Terroristen „Fedajim“ genannt. Es muss aber Fedajin oder Fedajun heissen. Diese Hinweisungen gelten für kommende Auflagen, die ich dem Buche von Herzen wünsche, denn es ist ein ehrliches Bekenntnis zu Israel, ein Freundesbuch, für das wir dem Freunde und seinem Verleger danken.

SOHALOM BEN-CHORIN

Aus der jüdischen Welt

Die Agudath Israel plant eine weltumfassende Kampagne zur Aufbringung von Millionen von Dollar, um der polnischen Regierung damit zu ermöglichen, jüdische Friedhöfe in Polen zu erhalten. Dies gab in Jerusalem Raw Jehuda Meir Abromowitz bekannt, der an der Spitze einer Aguda-Delegation stand, welche kürzlich in Polen weilte. Vertreten waren dabei u.a. die Chassidim von Gur, Beltz und Bobow. Abromowitz gab zu, dass die Bereitschaft der polnischen Regierung, die Delegation aus Israel zu empfangen, vermutlich mit der jetzigen polnischen Wirtschaftskrise und der prekären Devisensituation zusammenhängt. — Nach einer regierungsamtlichen polnischen Statistik wurden 130 von einst 434 jüdischen Friedhöfen in Polen völlig zerstört, andere teilweise demoliert. Die Zahl der heute noch in Polen lebenden Juden schätzt Abromowitz auf dreitausend.

In Schanghai, wohin im Zweiten Weltkrieg 25 000 Juden aus Nazi-Europa geflüchtet waren, wird eine Reihe früherer Synagogen unter Denkmalschutz gestellt werden. Der frühere jüdische Friedhof der Stadt wurde während der Kulturrevolution Ende der 60er Jahre zerstört und in einen Park mit Kinderspielplatz umgewandelt. Die frühere Aussegnungshalle ist jetzt ein Teehaus.

Der Holocaust-Erinnerungsgarten im Londoner Hyde-Park wurde sieben Wochen nach seiner Einweihung von Vandalen geschändet. Das abstrakte Felsdenkmal wurde mit schwarzer Farbe verschmiert, so dass man den dort angebrachten Bibelvers (aus Tehilim) nicht mehr lesen kann. Eigenartigerweise wurde neben dem Denkmal ein Plakat gefunden mit hebräischen Worten in lateinischen Buchstaben „Scheker ejn lo raglajim“, ein Zitat aus Raschi („Lügen haben kurze Beine“).

In Melbourne (Australien), wo 50 000 Exilkroaten leben, wurde in einem Vorortbezirk ein Gemeindezentrum auf den Namen des früheren Faschistenführers Ante Pavelic eingeweiht. Der Rat der australischen jüdischen Gemeinden hat in schärfster Form gegen diese Verewigung eines Faschisten und Judenhassers protestiert, der für die Zerstörung aller jüdischen In-

stitutionen in Kroatien und die Ermordung von 35 000 Juden des Landes die Hauptverantwortung trägt.

Ein Dokumentationszentrum zur Geschichte der Aschaffener Juden wird im alten Babbinerhaus und der früheren jüdischen Schule eingerichtet. Eine Arbeitsgruppe, bestehend aus motivierten Bürgern, beschäftigt sich zusammen mit der Stadtverwaltung mit der Ausführung dieses Projekts. Das Gebäude neben der in der Kristallnacht zerstörten Synagoge am „Wolfsthalplatz“ soll bis Frühling 1984 in stand gesetzt sein. Nach offizieller Mitteilung ist es geplant, zur feierlichen Eröffnung Einladungen an frühere Aschaffener Juden zu schicken. Es ist bemerkenswert, dass die Arbeitsgruppe hauptsächlich aus jungen Akademikern besteht, ähnlich auch wie an anderen Orten.

Ein Förderverein zur Erhaltung der ehemaligen Synagoge Kitzingen, eine der ganz wenigen, die nicht in der Kristallnacht zerstört wurden, ist von Bürgern der Stadt gegründet worden. Durch den Förderverein wurde dieser Tage das hundertjährige Bestehen der im Jahre 1883 eingeweihten Synagoge offiziell gefeiert. Es ist beabsichtigt, das vollständig erhaltene gebliebene Gebäude einer würdigen Nutzung als Gedenkstätte und Museum zur Geschichte und Bedeutung der jüdischen Gemeinde Kitzingen zugänglich zu machen.

Nützliche Anregungen und Informationen können an folgende Adresse geschickt werden: N. Bamberger, Jerusalem, POB 7088.

MAX MARCUS IN MEMORIAM

Kürzlich ist in Ramat Gan in seinem 91. Lebensjahr Prof. Max Marcus gestorben. Seine brillante Karriere im Lande hat den aussergewöhnlich begabten Chirurgen weit über Israel bekannt gemacht. Ärzte und Patienten haben seine grossen heilenden Fähigkeiten bewundert. Wir trauern mit seiner Familie und seinen unzähligen Freunden um einen grossen Arzt und einen hilfsbereiten Menschen.

Briefe an die Redaktion

„Mea Schearim“

In dem Artikel „Fanatiker unter uns“ erschienen im „MB“ Nr. 28 vom 22.7.1983 wird „Mea Schearim“ mit „hundert Tore“ übersetzt. Die Übersetzung ist nicht ganz zutreffend denn die Bedeutung von „Scha'ar“ ist nicht nur „Tor“ sondern auch „hundertfach“, wie in der Mikra, oder „Währungskurs“ (wie „Scha'ar hadollar“). Der Begriff kommt in der Bibel vor. Von vor tausend Jahren und mehr kaufte und verkaufte man Ware am Stadttor, und darum sind die Begriffe miteinander verwandt.

GAD ALON,
Jerusalem

* **WIR KAUFEN** *
* **DEUTSCHE BÜCHER** *
* **JUDAICA, PHILOSOPHIE,** *
* **KUNST, GESCHICHTE etc.** *
* **LANDSBERGER** *
* **BUCHHANDLUNG** *
* **Tel-Aviv,** *
* **Ben-Jehudastr. 9** *
* **Tel. 656330** *
